

JANE CASEY
DER
BRAND



STIFTER

Die Zeitungen nennen ihn den »Burning Man« – ein brutaler Killer, der bereits vier Frauen erst zu Tode prügelte und ihre Körper dann in abgelegenen Winkeln Londons zur Unkenntlichkeit verbrannte. Detective Constable Maeve Kerrigan ist Teil des Ermittlerteams, das den Täter zur Strecke bringen soll. Doch wie findet man einen Mörder, den niemand je zu Gesicht bekommen hat? Und der jede Spur hinter sich in Asche legt?

Maeve Kerrigan-Reihe

1. Der Brandstifter
2. Der Ungnädige
3. Der Blender
4. Der Lilienmörder
5. Der Todesspieler

Jane Casey

Der Brandstifter

Thriller

Aus dem Englischen von Franka Reinhart

Weltbild

Die Autorin

Jane Casey wuchs in Dublin auf, studierte Englisch in Oxford und Irische Literatur am berühmten Trinity College in Dublin. Nach dem Studienabschluss arbeitete sie in verschiedenen Verlagen als Jugendbuchlektorin. Sie lebt mit ihrem Mann, einem Strafverteidiger, dem gemeinsamen Sohn und Katze Fred in London.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel The Burning.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Jane Casey

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2012 by Blanvalet, einem Unternehmen der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Die Rechte an den deutschen Übersetzungen von Franka Reinhart, Verlagsservice Mihr
GmbH, Tübingen, liegen beim Blanvalet Verlag München, in der Penguin Random House
Verlagsgruppe GmbH

Übersetzung: Franka Reinhart, Verlagsservice Mihr GmbH, Tübingen

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-792-9

Für Philippa

Die Gewissheit des Todes wird von Ungewissheiten hinsichtlich Zeit, Art und Ort begleitet.

Sir Thomas Browne, Urn Burial

Die Untersuchung von Brandleichen ist ähnlich problematisch wie die von Wasserleichen. In beiden Fällen ist es besonders wichtig, die bei der Analyse von Tatort und Leichnam gewonnenen Erkenntnisse mit der Vorgeschichte des Toten zusammenzuführen.

Derrick J. Pounder

Sie hätte sich doch lieber zusammen mit den anderen auf den Heimweg machen sollen.

Kelly Staples betrachtete sich in dem gesprungenen, fleckigen Spiegel und versuchte, sich den Anblick zu erklären. Sollte das wirklich ihr Gesicht sein? Die Wimperntusche war unter den Augen verschmiert und hatte schwarze Schatten und Flecken hinterlassen, die sich nicht abrubbeln ließen, sosehr sie sich auch mühte. Die Überreste ihres Make-ups waren an Nase und Stirn verkrustet, und die Haut sah ausgetrocknet aus. Ihr Gesicht war gerötet, und am Kinn entdeckte sie einen Pickel, der vor dem Ausgehen ganz sicher nicht dort gewesen war. Ihre Lippen waren schlaff und feucht, und mit ihrem Oberteil stimmte auch etwas nicht ... Mit großer Anstrengung beugte Kelly den Kopf nach unten und inspizierte das Malheur. Wein, dachte sie benebelt. Sie hatte sich Rotwein über die Sachen gekippt. Verschwommen erinnerte sie sich, wie sie mit hysterischem Lachen und spitzen Fingern den triefenden Stoff festgehalten und einem Unbekannten offeriert hatte, den Wein herauszusaugen, damit er nicht verschwendet wurde. Daraufhin hatte Faye sie von ihm weggezerrt und ihr ärgerlich ins Ohr gezischt, sich gefälligst zu benehmen. Aber Kelly hatte sie daran erinnert – oder es zumindest versucht –, dass dieser Abend ja gerade den Zweck hatte, sich einmal nicht zu benehmen. Sie war mit ihren Freundinnen in Richmond auf Kneipentour gegangen – eine aufgebrezelte, ziemlich beschwipste Truppe in alberner Stimmung. Das Semester war fast um, und alle hatten eine kleine Auszeit nötig. Vor allem sie selbst, da sie sich erst vor drei Wochen von P. J. getrennt hatte. Oder besser gesagt, er sich von ihr. Zwei Jahre waren sie zusammen gewesen, und er hatte sie einfach fallen lassen, um Vanessa Cobbet hinterherzurennen, dieser fetten Schlampe. Eine Träne lief Kelly über das Gesicht und glitt über die Reste ihres Make-ups.

Sie hatten zu Hause mit Wein angefangen, um ein bisschen vorzuglücken, wobei sich Kelly schon einige Gläser genehmigt hatte. Sie war so fertig mit den Nerven, dass sie das einfach brauchte. Außerdem kam der Abend damit gut in Schwung.

Der Raum hinter ihr schwankte und drehte sich. Kelly schloss die Augen, lehnte sich schwerfällig ans Waschbecken und wartete, dass das

Schwindelgefühl nachließ. Sie hatte sich schon übergeben und gehofft, dass es ihr danach besser gehen würde. Hinter ihr knallte eine Klotür. Eine nicht mehr ganz junge, knochige Frau schob sich an ihr vorbei und warf ihr einen Seitenblick zu, der sagte: Du bist doch noch viel zu jung für einen solchen Zustand. Kelly traute sich nicht, es laut zu sagen, dachte aber: Und du bist ja wohl viel zu alt für diesen Laden.

Im Waschraum war es eng. Die zwei Toiletten und zwei Waschbecken hatte man in die hinterste Ecke der Kneipe gequetscht. Es roch beißend nach Raumspray und süßsauerlich nach erbrochenem Wein – was Kellys Anteil war. An der Einrichtung konnte man sehen, dass der letzte Umbau in den Achtzigern oder noch davor stattgefunden hatte: rosafarbene Keramik und Vorhänge mit rosa-braunem Blumenmuster, die schlaff vor dem Milchglasfenster hingen. Der Rest des Lokals war auch nicht viel ansprechender, obwohl man bei der spärlichen Beleuchtung nicht viel davon sah. Das Jolly Boatman hatte eindeutig schon bessere Zeiten erlebt – so wie die meisten Gäste. Trotzdem war es ziemlich voll, und es wurde viel getrunken. Sämtliche Kneipen am Fluss waren bestens besucht; schließlich war es Donnerstagabend, der inoffizielle Start ins Wochenende. Alle waren in Feierlaune, einschließlich Kelly. Aber irgendwann war alles aus dem Ruder gelaufen. Die anderen waren schon gegangen, und sie erinnerte sich verschwommen, wie sie zu ihr gesagt hatten, sie solle mit dem Taxi heimfahren. Sie hatte mit jemandem getanzt, einem Typen, den sie nicht kannte, und Faye hatte versucht, sie zum Mitkommen zu überreden, aber sie wollte nicht. Sie hatte keine Lust dazu. Jetzt war sie mal dran, Spaß zu haben. Die anderen hatten sie gelassen und waren gegangen. Kelly konnte nicht mehr nachvollziehen, warum sie das zugelassen hatte.

»Ich bin besoffen«, sagte sie laut und versuchte, ihrem verschwommenen Spiegelbild in die Augen zu schauen. »Ich muss nach Hause.«

Der Inhalt ihrer Handtasche lag im Waschbecken verstreut. Es kam ihr wie eine Ewigkeit vor, bis sie alles wieder eingesammelt hatte. Ihre Hände waren so ungeschickt, und da lagen so viele Dinge – ein Stift, Schminkzeug, ihr Schlüssel, ein Busfahrtschein, Kleingeld –, drei Zigaretten waren aus der Schachtel gerutscht und hatten nun nasse

Stellen. Von einer Tube Lipgloss hatte sich der Deckel gelöst, und während Kelly ihn mühsam aufzuheben versuchte, verschmierte sie die klebrige rote Masse auf der rosafarbenen Keramik. Für einen Moment sah es aus wie Blut.

Der Lärm und die Hitze trafen sie wie ein Schlag, als sie die Tür öffnete. Sie wankte ein wenig und versuchte, sich zu orientieren, in welche Richtung sie gehen musste. Die Tür zur Außenwelt war irgendwo links, erinnerte sie sich vage und begann, sich durch die Menge zu schieben. Sie gab sich alle Mühe, gerade zu gehen und nüchtern zu wirken, indem sie die Schultern straffte und den Kopf aufrecht hielt, doch außer sich selbst konnte sie damit niemandem etwas vormachen.

Rings um die Tür war das Gedränge noch dichter, da immer wieder Raucher hinaus auf die zum Fluss hin gelegene Terrasse gingen oder von dort wieder hereinkamen.

»Entschuldigung«, murmelte Kelly und versuchte vergeblich, sich an einem stämmigen Mann vorbeizudrängen, der trotz ihrer Bemühungen keine Anstalten machte, ihr aus dem Weg zu gehen.

»Brauchst du ein Privattaxi, Süße? Da könnte ich vielleicht helfen«, sagte eine Stimme dicht an ihrem Ohr, während sich ein Arm um ihre Taille schlang. »Höchste Zeit heimzufahren, junge Dame.«

Willenlos ließ sie sich von ihm zügig und gekonnt durch die Menge manövrieren, bis sie schließlich an die frische Luft gelangten. Die Nacht war klar, kalt und ruhig und schon spürbar frostig.

Als sie sich umdrehte und ihrem Helfer danken wollte, stand sie einem Fremden gegenüber, der so alt war wie ihr Vater oder noch älter. Kelly versuchte, dem Mann ins Gesicht zu sehen, das vor ihren Augen auf und ab schwankte. Sie erkannte eine randlose Brille, unnatürlich dunkel wirkendes Haar und einen Schnauzbart über einem Mund, der zu ihr sagte: Wo wohnst du denn mein Auto steht gleich um die Ecke komm doch mit und ich bring dich nach Hause kein Problem ist gar nicht weit hab sowieso nichts Besseres zu tun gib mir mal deine Tasche prima na siehst du ist das dein Schlüssel ich pass auf dich auf keine Sorge. Du solltest nicht allein unterwegs sein im Moment ist das ja wirklich nicht ratsam.

Kelly folgte dem Mann gehorsam. Eigentlich hätte sie sich lieber ihre Tasche wiedergeholt und sich allein auf den Heimweg gemacht, aber irgendwie erschien es ihr einfacher, sich ihm anzuschließen. Zum einen taten ihr die Füße höllisch weh; die Plateaustiefel, die zu Hause noch so toll ausgesehen hatten, rieben jetzt entsetzlich an Zehen und Fersen, und der rechte drückte schmerzhaft an der Wade. Für einen langen Fußmarsch waren die Absätze definitiv zu hoch. Und natürlich hatte er Recht, wenn er sagte, dass es viel zu unsicher war, nachts allein unterwegs zu sein.

Eigentlich war er doch ganz nett, dachte Kelly benommen. Er war höflich, aufmerksam und hatte gute Manieren. So wie ältere Herren eben sind, ganz Gentleman. P. J. hatte ihr nie die Hand gereicht. Er hatte ihr auch nie die Autotür aufgehalten und gewartet, bis sie diese nach dem Hinsetzen wieder zugemacht hatte (zugegebenermaßen ein bisschen schwerfällig, aber andererseits wusste er sich auch wieder perfekt zu benehmen, indem er statt auf ihren hochgerutschten Rock stur geradeaus schaute).

Normalerweise stieg sie in Taxis immer hinten ein, aber da der Mann die Beifahrertür öffnete, wollte sie ihn nicht vor den Kopf stoßen.

Er stieg ein, ließ den Motor an und half ihr vor dem Losfahren mit dem Sicherheitsgurt. Er ließ den Motor unnötig laut aufheulen, sodass das Geräusch zwischen den Häuserfronten widerhallte.

»Ist es okay, wenn ich rauche?«, fragte Kelly forsch und war überrascht, als er nickte. Im Auto roch es nach Pfefferminze und Tannen-Duftbäumchen. Zwei intensive Gerüche, die den leichten Benzindunst im Auto gerade so eben überdeckten. Vermutlich hatte er sich beim letzten Tanken etwas über die Schuhe geschüttet. Wie ein Raucher wirkte er nicht. Aber da er es gestattete, hatte er offenbar nicht allzu viel dagegen.

Die einzige trockene Zigarette in ihrer Schachtel war die letzte, die Glückszigarette, die Kelly beim Öffnen der Packung immer anders herum drehte, sodass sie wie ein kleiner weißer Soldat zwischen den hellbraunen Filtern der anderen hervorstach. Sie nahm sie heraus, schob sie sich zwischen die Lippen und umschloss aus Gewohnheit das Feuerzeug mit ihren Händen, obwohl kein Lüftchen wehte. Sie hatte die

Flamme zu groß eingestellt und versengte sich beinahe den Pony daran.
»Scheiße.« Sie blinzelte ein paar Mal erschrocken und warf dann dem Fremden einen schuldbewussten Blick zu. »Sorry, ich sollte nicht fluchen.«

Er zuckte die Schultern. »Stört mich nicht. Wie heißt du eigentlich?«

»Kelly.« Sie klappte die Sonnenblende herunter, begutachtete sich im Spiegel und zupfte ihren Pony zurecht. »Und wie heißen Sie?«

Er zögerte kurz und sagte dann: »Dan.«

»Woher kommen Sie denn? Aus Birmingham?« Sein Dialekt klang nach Mittelengland, dachte sie. Doch er schüttelte den Kopf.

»Hier aus der Gegend.«

»Ach so?«

Er nickte und blickte starr auf die Straße. Kelly sah ebenfalls aus dem Fenster und betrachtete die Geschäfte, an denen sie vorbeikamen. Sie runzelte die Stirn.

»Hier sind wir aber nicht richtig.«

Er antwortete nicht.

»Wir sind falsch hier«, wiederholte sie. Es war ihr unangenehm, sich zu beklagen, wo er doch so hilfsbereit war. »Sie haben sich verfahren. Sie hätten vorhin links fahren müssen, nicht geradeaus.«

»Der Weg hier ist besser.«

»Ist er nicht«, entgegnete Kelly verärgert. »Ich werde doch wohl wissen, wie man am besten zu mir nach Hause kommt.«

Statt einer Antwort wechselte er den Gang und beschleunigte.

»He«, rief sie erschrocken und stützte sich am Armaturenbrett ab, das sich ziemlich verdreht anfühlte. »Können Sie nicht langsamer fahren?«

Der Wagen polterte die Straße entlang, ein ganzes Stück zu schnell für ihren Geschmack. Er wirkt nervös, dachte sie und versuchte, ihn blinzelnd zu fixieren. Seine Lippen waren aufgesprungen, und er fuhr immer wieder mit der Zunge darüber. Kellys Lippen fühlten sich daraufhin ebenfalls trocken an, sodass sie aufpassen musste, nicht dasselbe zu tun. Urpötzlich fing sie an zu frieren, der Alkoholnebel lichtete sich, und nüchterne Angst trat an seine Stelle. Worauf hatte sie sich da bloß eingelassen? Ihre Mutter hatte ihr doch immer wieder eingeschärft, keinem Fremden zu vertrauen. Und nun fuhr sie in dieser

finsteren Donnerstagnacht mit einem Mann, den sie nie zuvor gesehen hatte, in seinem Auto wer weiß wohin. Bei ihrem Dad hatte sie in der Zeitung eine Überschrift gelesen, dass gerade ein Frauenmörder sein Unwesen trieb. Vier junge Frauen waren schon ermordet und verbrannt worden. Junge Frauen wie sie. Die Polizei hatte keine Ahnung, wer der Mörder war oder wie sie ihn fassen konnte. Er lief frei herum und machte Jagd auf schutzlose Frauen, die allein unterwegs waren. Selbst Kelly, die sich sonst nie um die Nachrichten kümmerte, hatte von ihm gehört. Obwohl es gar nicht allzu spät war und immer noch Leute auf der Straße zu sehen waren, fühlte sich Kelly so einsam wie nie zuvor.

»Hören Sie, lassen Sie mich einfach hier aussteigen. Ich möchte lieber zu Fuß gehen, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Nun bleib mal locker.«

An einer Ampel kam der Wagen surrend zum Stehen. Kelly tastete nach dem Türgriff.

»Der ist kaputt«, sagte er, ohne sie anzuschauen. »Die Tür geht nur von außen auf. Und jetzt mach mal halblang, ja?«

»Ich will aber aussteigen!« Ihre Stimme klang jetzt gereizt, nahezu hysterisch, und der Fahrer verzog das Gesicht.

»Jetzt krieg dich bloß ein. Ich halte ja gleich an und lasse dich raus, wenn du unbedingt willst.« Er bog in eine enge Anwohnerstraße ein, die vollkommen zugeparkt war. »Hier ist keine Lücke frei. Mal sehen, ob es weiter unten besser aussieht.«

»Weiter unten« war eine schmale Einfahrt zwischen Gartengrundstücken, eine kaum einsehbare Sackgasse, wie Kelly mit panischem Schrecken erkannte. Das Herz schlug ihr bis zum Hals, als das Auto schließlich zum Stehen kam.

»Was ist los? Wieso halten Sie an?«

»Ich dachte, du wolltest aussteigen? Ich kann dich hier rauslassen.« Er stellte den Motor ab und schaltete das Licht aus. Jetzt war es ringsherum stockdunkel. Kelly konnte ihn nur noch schemenhaft neben sich erkennen. Voller Angst nahm sie den Pfefferminzgeruch und den leichten Benzindunst wahr; sie dachte an die Frauen, deren Leichen irgendwo abgeladen worden waren, an den Mörder in den

Schlagzeilen, wo er »der Brandmörder« hieß. Sie hörte, wie er sich bewegte, und konnte in der Dunkelheit des Autos nicht ausmachen, ob er sich ihr näherte. Ohne nachzudenken, ohne sich überhaupt ihrer Bewegung bewusst zu werden, langte sie nach unten und holte das Messer hervor, das sie von ihrem kleinen Bruder bekommen hatte, das Messer, das er in der Schule immer bei sich trug, falls er mal in eine Auseinandersetzung geriet, das Klappmesser mit der schmalen Klinge und der gefährlich scharfen Spitze, das ihr schon seit Stunden auf den Knöchel drückte. Es war so finster im Auto, dass sie nicht einmal sehen konnte, wie sie damit ausholte und auf die weiche Stelle unter dem Brustkorb und oberhalb des Gürtels zielte. Noch bevor er überhaupt reagieren konnte, war das Messer in seinem Körper und wieder draußen und dann alles noch einmal, obwohl er versuchte, nach der Klinge zu greifen, als Kelly das Messer wieder herauszog. Es war jetzt dunkel und nass, der Mann wimmerte, sie konnte ihn und das Blut riechen – es roch süßlich wie an einem heißen Sommertag beim Schlachter. Er hatte sich in die Hose gepinkelt, und sie merkte, dass sie schrie, während ihr Herz so laut hämmerte, dass sie ihre eigenen Worte nicht verstehen konnte. Aber sie wiederholte diese Worte ununterbrochen und kletterte über den Sitz in den Fond des Wagens, tastete panisch nach dem Türgriff und stürzte ins Freie. Sie handelte rein instinktiv, ihre Hände waren blutverschmiert, ihre Knie gaben nach, als sie in den albernem Schuhen zu rennen versuchte. An die wundgeriebenen Füße dachte sie nicht mehr. Immer wieder sagte sie die Worte vor sich hin, als sie durch die Gasse in Richtung der Häuser humpelte, wo sie auf Hilfe hoffte. Ihr Atem rasselte in den Lungen, als hätte er rostige Sägezähne. Sie sagte sie auch zu der Frau, die an die Tür kam und bei ihrem Anblick aufschrie, sie sagte sie der Polizei, die den Notruf entgegennahm, und später den Ärzten und Schwestern im Krankenhaus, wo sie untersucht wurde. Es war das Einzige, dessen sie sich sicher war und was sie am Leben erhalten hatte.

»Nicht ich. Ich will nicht die Nächste sein. Nicht ich. Nicht ich.«

Maeve

Als das Telefon klingelte, wusste ich weder, wo ich war, noch, was ich dort zu suchen hatte. Ich begriff nicht einmal, dass es das Telefon war, was mich geweckt hatte. Ich tauchte aus tiefsten Tiefen wieder an die Oberfläche und öffnete ein Auge, während ein Teil meines Hirns krampfhaft versuchte herauszufinden, was mich gestört hatte, und ein anderer fieberhaft überlegte, wie sich der Lärm abstellen ließ. Er ging jetzt in ein leises Rütteln über und kam von meinem Handy, das nachdrücklich auf dem Nachttisch vibrierte, begleitet vom schrillsten und nervigsten Klingelton, den ich hatte finden können. Ich tastete im Dunkeln nach der Lärmquelle, stieß jedoch nur dagegen und schubste sie vom Tisch. Das Telefon landete mit dem Display nach unten auf dem Teppich, wo es zwar noch klingelte, aber wenigstens nicht mehr so laut war. Streifschuss, kein Treffer. Zu allem Überfluss kam ich jetzt noch schlechter an die Ursache des Übels heran. Ich beugte mich gefährlich weit aus dem Bett und harkte mit den Fingern über den Teppich, um es zu fassen zu kriegen.

»Mmpf!«

Obwohl das Gemurmel größtenteils vom Kissen geschluckt wurde, wollte Ian damit wohl sagen: »Nun geh doch endlich ran an das verdammte Handy.« Genau das dachte ich ja auch gerade. Abgesehen von Wie spät ist es eigentlich? und Was will denn dieser Idiot von mir?

Schließlich bekam ich es zu fassen und drückte wild darauf herum, bis das blöde Klingeln endlich aufhörte. Dann versuchte ich etwas auf dem Display zu erkennen. LANGTON. Rob. Ich schielte auf die Uhrzeit und entzifferte 03.27. Es war morgens halb vier, und Detective Constable Rob Langton hatte versucht, mich zu erreichen. Jetzt erst wachte ich richtig auf, mein Hirn kam allmählich in die Gänge, doch mein Mund hatte mit dem geänderten Plan noch seine Schwierigkeiten und kam nicht so recht mit. Als ich mich meldete, war meine Zunge so schwer, als

hätte ich die letzten – ich musste rechnen – dreieinhalb Stunden in der Kneipe zugebracht, statt meinen wohlverdienten Schlaf zu genießen. Dreieinhalb Stunden. Das waren insgesamt sechs Stunden Schlaf in den vergangenen zwei Tagen. Ich kniff die Augen zu und wünschte, ich hätte auf diese Rechnung verzichtet. Von Zahlen untermauert fühlte sich alles noch viel schlimmer an.

»Hab ich dich geweckt, Kollegin?« Diesen Manchester-Dialekt würde ich immer und überall erkennen.

»Blöde Frage. Was gibt's denn?«

Eigentlich wusste ich längst, worum es ging. Es gab nur zwei Möglichkeiten, warum mich Rob Langton um diese Zeit anrief und sich aufgeregt anhörte. Variante eins: Es gab eine neue Leiche. Variante zwei: Der Mörder war gefasst. In beiden Fällen würde ich nicht so bald wieder zum Schlafen kommen.

»Wir haben ihn.«

»Ist nicht dein Ernst.« Ich setzte mich im Bett auf, machte das Licht an und ignorierte das unwillige Schnaufen neben mir, während ich blinzeln versuchte, mich zu konzentrieren. »Wie und wo denn?«

»Wir hatten freundliche Unterstützung von einer netten jungen Dame. Sie ist ein bisschen durch die Kneipen gezogen und hat mit einem scharfen Gegenstand verhindert, dass sie das nächste Opfer des Brandmörders wird.«

»Aber er ist doch nicht tot?« Mein Herz hämmerte. Wenn er tot war, dann war's das. Keine Antworten. Kein Prozess.

Keine Gerechtigkeit.

»Nee, er wird's schaffen. Im Moment flicken sie ihn im Krankenhaus wieder zusammen. Zwei Stichverletzungen im Unterleib, sie hat ihm den Darm aufgeschlitzt.«

»Autsch.«

»Ja, hätte keinem Netteren passieren können.«

»Kennen wir ihn?« Ich rieb mir mit dem Handballen die Augen und unterdrückte ein Gähnen.

»Nein, völlig unbekannt. Nie polizeilich aufgefallen und nicht im Blickfeld der Ermittlungen.«

Ich seufzte. Das waren keine besonders guten Neuigkeiten. Also

waren wir nicht einmal nahe dran gewesen, ihn zu erwischen, sondern hatten einfach nur Glück gehabt. Und das Mädchen natürlich noch viel mehr. Normalerweise fand ich es nicht so toll, wenn Leute mit einem Messer in der Tasche herumliefen. Aber angesichts der vielen toten Frauen, die ich in den letzten Wochen gesehen hatte, war das vielleicht doch keine so schlechte Idee.

»Er heißt Vic Blackstaff. Hatte seine Ausweispapiere bei sich – Führerschein, Firmenausweis. Er ist Mitte fünfzig, arbeitet im Schichtbetrieb bei einem Callcenter in Epsom und wohnt in Peckham. Fährt auf dem Heimweg durch Südwest-London, und zwar in den ganz frühen Morgenstunden. Reichlich Gelegenheit.«

»Älter, als wir dachten«, merkte ich an. »Schichtarbeit passt aber ins Bild. Wo ist es passiert?«

»In Richmond.«

»Ziemlich weit weg von der üblichen Gegend. Bisher hat er sich doch auf Kennington und Stockwell beschränkt und ist nie bis Richmond gekommen.« Ich runzelte die Stirn.

»Ja, aber in seinem angestammten Gebiet wimmelt es doch inzwischen von Polizei. Von daher ist es nachvollziehbar, dass er sein Territorium verlässt, oder?« Rob klang so überzeugt, dass ich nicht weiter nachhakte. Und wie sollte man sich denn bitteschön in einen Serienmörder hineinversetzen?«

»Im Moment haben sie sein Auto in der Mangel«, fügte Rob hinzu.

»Wir warten dann im Krankenhaus.«

»Wer ist wir?«

»Der Chef und ich. Und Detective Inspector Judd, leider. Wir wollen die junge Dame vernehmen, sobald die Ärzte uns zu ihr lassen. Sie wird gerade noch untersucht.«

»Wie geht es ihr? Wird sie ...«

Es widerstrebte mir, den Satz zu beenden. Wird sie es, schaffen? Ist sie schwer verletzt? Hat sie Verbrennungen? Wie weit ist er gekommen?

»Es geht ihr ganz gut, abgesehen von den Nerven. Mit ihr ist alles in Ordnung, aber wir durften noch nicht mit ihr reden. Sie sagt, dass sie noch nicht so weit ist.« Rob hörte sich ungeduldig an, und das ärgerte mich. Warum sollte sie sich nicht erst einmal sammeln dürfen, bevor sie

mit der Polizei sprach? Bestimmt stand sie unter Schock. Was sie jetzt vor allem brauchte, war ein einfühlsamer Gesprächspartner. Und wer wäre dafür besser geeignet als ich? Energie strömte in meine müden Glieder, und Adrenalin verscheuchte die Müdigkeit, um die ich mich später wieder kümmern würde, sobald ich Zeit dazu hatte. Drei Stunden Schlaf waren vorerst völlig ausreichend. Inzwischen war ich aufgestanden und stolperte auf wackeligen Beinen zur Tür. Sie schmerzten, als hätte ich am Tag zuvor einen Marathon absolviert.

»Ich bin gleich da. Vielleicht lassen sie mich ja mit ihr reden.« Die einzige Frau im Dunstkreis von Chief Superintendent Godley zu sein, hatte zwar nicht unüberschaubar viele Vorteile, war aber hin und wieder ganz praktisch.

»Warum überrascht mich das jetzt nicht? Von null auf hundert in zehn Minuten, das bist ganz du.«

»Deswegen hast du mich doch angerufen, oder nicht?« Ich war unterdessen im Badezimmer angekommen und überlegte, ob ich es riskieren konnte, mit dem Hörer am Ohr zu pinkeln. Aber das würde er sicher mitbekommen. Also besser warten.

»War mir doch klar, dass du dabei sein willst.« Das war natürlich nur ein Teil der Wahrheit, denn allen Beteiligten kam es ausgesprochen gelegen, wenn ich dazukam. Ich konnte Robs Grinsen förmlich hören. Manchmal war er echt ein blasierter Idiot, aber ich verzieh ihm das, denn schließlich wollte ich tatsächlich dabei sein. Und ohne seinen Anruf hätte ich alles erst aus den Nachrichten erfahren.

»Welches Krankenhaus?«

»Kingston.«

»Bin in einer halben Stunde da«, versicherte ich, ohne darüber nachzudenken. Von Primrose Hill bis Kingston war es ziemlich weit, und ich gehörte dringend unter die Dusche. Mein Haar klebte schon am Kopf. Ausgeschlossen, dass ich mit ungewaschenen Haaren aus dem Haus ging. Nicht schon wieder. »Sagen wir lieber vierzig Minuten.«

»Wir sind auf der Intensivstation. Handys sind also aus. Ruf die Anmeldung an, wenn du uns suchst.«

»Alles klar.«

Ich stellte vorsorglich die Dusche an, ehe ich zur Toilette ging. Aber

als ich in das mit Schieferfliesen ausgekleidete Duschbecken stieg, war das Wasser noch nicht einmal ansatzweise warm genug. Ich zuckte, als die kleinen Wasserspritzer auf meinen gänsehütigen Körper trafen. Der Duschkopf war so groß wie ein Suppenteller und spuckte Wassermengen aus wie im tropischen Regenwald, nur waren die einfach zu kalt für mich. Da war das Design wohl wieder mal wichtiger gewesen als die Funktion. Aber da es nicht meine Wohnung war, konnte ich mich auch nicht beklagen. Offiziell wohnten wir zusammen hier, allerdings fühlte ich mich mehr wie ein Gast. Und als solcher noch nicht mal unbedingt immer willkommen.

Mit angezogenen Armen und unter dem Kinn zusammengepressten Händen versuchte ich mich einigermaßen warm zu halten. Als das Wasser gerade so eben noch lauwarm war, kostete es mich einige Mühe, meine Finger voneinander zu lösen und nach dem Shampoo zu greifen. Hastig öffnete ich den Deckel und sah fluchend zu, wie er über die zum Abfluss hin leicht abschüssigen Fliesen schlitterte. Ich ließ ihn einfach dort liegen und hatte die Stimme meiner Mutter im Ohr, die immer sagte: Tiefer kann es ja nicht mehr fallen ... Zwei Minuten später trat ich mit dem Fuß darauf und erstickte einen Aufschrei in der Armbeuge. Der Schmerz an der Fußsohle war kaum auszuhalten. Fluchen half allerdings, wovon ich auch ausgiebig Gebrauch machte.

Ich bearbeitete meine Kopfhaut, bis mir die Unterarme wehtaten, und ließ mir dann das Wasser so lange über die Haare laufen, wie ich es aushalten konnte. Mit geschlossenen Augen spürte ich, wie mir der Schaum über das Gesicht lief. Was für ein Gefühl, endlich wieder sauber zu sein und zu wissen, dass der Fall kurz vor dem Abschluss stand. Ich wollte für immer so stehen bleiben. Und schlafen wollte ich – ganz, ganz dringend.

Aber jetzt war nicht daran zu denken. Ich musste los. Wenigstens war ich einigermaßen wach, als ich schließlich aus der Dusche kam – zumindest gemessen an den momentanen Umständen.

So leise ich konnte, schlich ich zurück ins Schlafzimmer, doch als ich ein Kostüm aus dem Schrank nahm, klapperten die Bügel auf der Kleiderstange. Ich biss mir auf die Lippe, weil sich hinter mir im Bett etwas regte.

»Was ist denn los?«

Wenn Ian nichts gesagt hätte, hätte ich ihn nicht angesprochen. An diese Regel hielt ich mich, wenn ich mitten in der Nacht aufstehen musste, weil die Arbeit rief. Allerdings war ich mir nicht sicher, ob er überhaupt etwas von dieser Regel wusste.

»Ich bin mit einem Mörder verabredet.«

Dafür schenkte er mir sogar einen anerkennenden Blick. »Habt ihr ihn also? Gratuliere.«

»Ist nicht unbedingt mein Verdienst, aber danke.«

Er drehte sich auf den Rücken und bedeckte sein Gesicht mit dem Arm, weil ihn das Licht blendete. Er lag jetzt – typisch für ihn – in der Mitte des Bettes. Ich unterdrückte den Drang, ihn zurück auf seine Seite zu schieben, und deckte ihn stattdessen wieder richtig zu. Siehst du, wie ich mich um dich kümmerge? Merkst du, wie aufmerksam ich bin?

Die Antwort lautete »Mmm«. Er war schon fast wieder eingeschlafen. Ich entfernte die Plastikhülle aus der Reinigung von meinem Kostüm, knüllte sie zusammen und presste sie in den Mülleimer. Der Stoff roch so nach Chemie, dass ich die Nase rümpfte und mich kaum überwinden konnte, die Sachen anzuziehen. Der Wetterbericht hatte einen kühlen und regnerischen Tag vorhergesagt, und ich dachte sehnsüchtig an in Stiefel gestopfte Jeans, dicke Pullover und lange Strickschals. Meine Güte, sich erwachsen kleiden zu müssen war wirklich lästig.

Ich saß auf der Bettkante und kämpfte mit der Strumpfhose. Die Haut an den Beinen war noch feucht, und ich hatte Angst, das dünne Gewebe zu zerreißen. Von meinen nassen Haaren tropfte es auf die Schultern, und kaltes Wasser lief mir den Rücken hinunter. Aber dafür war jetzt keine Zeit. Ich hatte keine Zeit für picobello. Langsam, unendlich langsam, streifte ich mir die Strumpfhose über die Oberschenkel und stand auf, um sie komplett anzuziehen. Das ist sicher nicht der eleganteste Moment beim Anziehen, weshalb ich alles andere als begeistert war, als ich beim Umdrehen feststellen musste, dass Ian mich mit steinerner Miene anstarrte.

»Das war's dann also jetzt?«

»Was meinst du damit?« Ich schlüpfte in ein Oberteil, stieg in meinen Rock, schloss den Reißverschluss und strich ihn über den Hüften glatt.

Das war schon viel besser. Zivilisierter. Ich merkte, dass der Bund sehr locker saß und der Rock mir eher auf den Hüften hing als in der Taille. Dadurch endete der Saum statt über dem Knie ein Stück darunter und sah nicht mehr chic, sondern ziemlich altbacken aus. Ich musste mehr essen und mir mehr Ruhe gönnen.

»Ich meine, ist das jetzt endlich vorbei? Bist du dann wieder öfter zu Hause?«

»Wahrscheinlich. Noch nicht gleich – wir müssen erst noch den Papierkrieg hinter uns bringen und den Fall für die Staatsanwaltschaft vorbereiten. Aber danach schon.«

Falls dann nicht schon wieder ein Serienmörder in den Startlöchern sitzt und nur darauf wartet, an das Treiben des Brandmörders anzuknüpfen. Falls bis Weihnachten nicht noch irgendwas schiefig. Falls alle Kriminellen in London den Rest des Jahres frei machen.

Ich machte mich auf die Suche nach meinen Schuhen, nach den Pumps mit den halbhohen Absätzen. Die waren zwar nicht gerade angesagt, aber dafür konnte ich sie von frühmorgens bis Mitternacht tragen, ohne dass meine Füße sich beschwerten. Wenn es sein musste, konnte ich sogar damit rennen. Ein Schuh lag in der Zimmerecke, wo ich ihn ausgezogen hatte. Den anderen fand ich schließlich unter dem Bett und musste mich der Länge nach hinlegen, um ihn vorzuholen.

»Ich finde es unmöglich, dass sie nur pfeifen müssen, und schon kommst du angerannt.« Er klang jetzt sehr wach und ziemlich sauer. Mein Mut sank.

»Das ist nun mal mein Job.«

»Ach so, ja klar, dein Job. Ich vergaß.«

»Bitte nicht jetzt«, sagte ich, rutschte entschlossen in meine Schuhe und griff nach dem Handtuch. »Ich muss jetzt los. Es ist wichtig, und das weißt du ganz genau.«

Er hatte sich halb aufgerichtet und auf den Ellbogen gestützt, seine blauen Augen funkelten mich unter den buschigen Augenbrauen feindselig an, und sein braunes Haar war ungewohnt wirr. »Ich weiß nur, dass ich dich seit Wochen kaum noch sehe und dass ich heute Camilla anrufen muss, um ihr zu sagen, dass du doch nicht mit zum Abendessen kommen kannst und es mir leidtut, wenn dadurch ihre

Sitzordnung ruiniert ist. Ständig geht dein Job vor.«

Ich ließ ihn reden, rubbelte mir die Haare mit dem Handtuch trocken und bearbeitete sie anschließend mit dem Kamm, damit sie wenigstens etwas gebändigt waren. Sie zu fönen, blieb keine Zeit mehr, sie mussten auf dem Weg zum Krankenhaus trocknen. Ein paar hellere Strähnen kringelten sich schon ins Gesicht.

»Camilla arbeitet in einer Kunstgalerie und hat den ganzen Tag nichts anderes zu tun, als Sitzordnungen für ihre netten Dinnerpartys zu entwerfen. Sie kann daran nur wachsen.«

Er ließ sich wieder auf den Rücken fallen und starrte an die Decke.

»Muss das immer sein?«

»Was denn?« Ich hätte besser nicht nachfragen sollen.

»Dass du meine Freunde schlechtmachst, weil sie keinen so aufregenden oder superwichtigen Job haben wie du.«

»Jetzt krieg dich wieder ein ...«

»Nicht alle wollen die Welt retten, Maeve.«

»Ja klar, dass sie toll aussieht, ist mindestens genauso wichtig«, fauchte ich und bedauerte es im selben Moment. Camilla war nett, ehrlich und derart naiv und ahnungslos, dass in jedem, der sie kannte – mich eingeschlossen – sofort der Beschützerinstinkt erwachte. Normalerweise. Mein spitzer Tonfall hatte teils mit Erschöpfung und teils mit schlechtem Gewissen zu tun. Ich hatte tatsächlich überlegt, ihre Dinnerparty zu schwänzen. Nicht dass ich Ians Freunde nicht mochte, aber ich hatte die Fragerei satt. Und, spannende Fälle in letzter Zeit? Wieso habt ihr denn den Brandmörder immer noch nicht erwischt? Was war das Schlimmste, was du je im Dienst erlebt hast? Würdest du dir die Todesstrafe zurückwünschen? Ich bin geblitzt worden – kannst du da was machen? Es war so vorhersehbar und nervtötend, und ich fand es schrecklich peinlich, vor Ians Freunden als Repräsentantin der Metropolitan Police zu gelten. Ich war doch auch nur ein Mensch. Und Geschwindigkeitsdelikte waren nun definitiv nicht mein Ressort.

»Ian ...«

»Ich denke, du hast es eilig?«

Ich schaute auf die Uhr. »Ja. Können wir bitte später darüber reden?«

»Ich kann's kaum erwarten.«

Eigentlich wollte ich ihn darauf hinweisen, dass ich das Thema gar nicht aufgeworfen hatte, beugte mich aber stattdessen über das Bett und hauchte Ian einen Kuss aufs Kinn an die Stelle, an die ich einigermaßen herankam. Keine Reaktion. Seufzend ging ich in die Küche, wo ich mir eine Banane griff und dann mit Tasche und Mantel in der Hand die Treppe hinunterhastete. Ich schloss die Haustür leise mit eingestecktem Schlüssel, um die Nachbarn nicht zu wecken – obwohl das wahrscheinlich überflüssig war, denn wenn sie die Dusche und unseren Beziehungskrach nicht gehört hatten, würde sie das Klappen der Tür wohl auch nicht aus dem Schlaf reißen. Falls sie überhaupt zu Hause waren und nicht zu einem vorweihnachtlichen Shopping-Urlaub in New York weilten oder es sich auf den Bahamas gutgehen ließen.

An der Tür hielt ich einen Moment deprimiert inne – mir schwirrte der Kopf.

»Was mache ich hier bloß? Was zum Teufel mache ich hier?«

Ich hatte das eigentlich nicht laut sagen wollen und meinte damit auch nicht die Arbeit. Mit meinem Job war ich ziemlich zufrieden. Was man von meiner Beziehung nicht gerade sagen konnte. Wir waren seit acht Monaten liiert, wohnten seit einem halben Jahr zusammen, und kurz nachdem ich bei Ian eingezogen war, hatten die Streitereien angefangen. Ich war einem strahlenden Lächeln, breiten Schultern und einem Job, der nichts mit Verbrechen zu tun hatte, erlegen. Von ihm wusste ich, dass er mich als dynamische, vielbeschäftigte Kriminalbeamtin mit langen Beinen und ohne Hintergedanken mochte. Ich war nicht auf der Suche nach einem Ehemann und Vater für etwaige Kinder gewesen – zumindest noch nicht. In meinen Augen leuchteten keine Dollarzeichen auf, als ich erfuhr, dass er Banker war. Es war alles ganz unkompliziert. Wir trafen uns, wenn wir Zeit hatten, verträdelten Stunden im Bett bei ihm oder bei mir und aßen, sooft es ging, gemeinsam zu Abend. Als mein Mietvertrag zur Verlängerung anstand, nutzte er die Chance und lud mich ein, in seine designermäßig durchgestylte und sündhaft teure Wohnung in Primrose Hill mit einzuziehen. Er ging damit wie üblich aufs Ganze – genau das hatte ihn auch reich gemacht. Aber diesmal war es keine gute Idee gewesen,

sondern eine ziemliche Katastrophe. Wir kannten uns ja gerade mal zwei Monate, und das vor allem körperlich. Wir hatten uns keine Gedanken darüber gemacht, welche Interessen wir gemeinsam hatten oder was wir an langen Winternachmittagen anfangen sollten, wenn das Wetter zu ungemütlich war zum Rausgehen. Also blieben wir entweder im Bett oder stritten uns. Dazwischen gab es nichts. Ich begann länger zu arbeiten, früher ins Polizeirevier zu fahren und auch am Wochenende mal dort vorbeizuschauen, selbst wenn ich keinen Dienst hatte. Mein einziger Trost war der Überstundenzuschlag.

Die Nachtluft war empfindlich kühl, und ich fror, als ich die Straße entlangeilte und mein Haar eisig im Nacken spürte. Ich war froh über den karamellfarbenen langen Mantel aus weicher Wolle, den mir Ian geschenkt hatte. Er war eigentlich viel zu edel, um damit auf Verbrecherjagd zu gehen, aber Ian hatte sich nicht davon abbringen lassen. Dass er geizig war, konnte man ihm wirklich nicht nachsagen. Im Gegenteil, er war beinahe übertrieben großzügig. Selbst wenn ich mein Einkommen durch Überstunden aufbesserte, konnte ich finanziell nicht annähernd mit ihm mithalten. Wir waren nicht ebenbürtig, da half alle Selbsttäuschung nicht. So konnte es einfach nicht weitergehen.

Als ich bei meinem Auto ankam, das ich am Abend zuvor sonst wo abgestellt hatte, weil in der Nähe kein Parkplatz zu finden war, blieb ich einen Augenblick stehen, atmete tief die kalte Luft ein und versuchte, auf die Stille zu lauschen. Jedenfalls war das meine Absicht. Doch irgendwo in der Nachbarschaft ließ jemand den Motor aufheulen und raste davon – der Verkehrslärm hatte schon begonnen. Und ich sollte längst unterwegs sein. Genug der Zen-Meditation also. Ich stieg in den Wagen und fuhr los.

Meine Absätze klapperten laut auf dem Fliesenboden, sodass mich Rob schon von Weitem bemerkte. Er saß mit ausgestreckten Beinen auf einem Stuhl vor der Intensivstation und versperrte damit fast den ganzen Korridor.

»Moin.«

»Schon so spät?«, fragte er erstaunt und reichte mir einen Pappbecher mit Plastikdeckel. »Ich dachte, wir hätten noch

Donnerstagnacht.«

»Nee, ist schon Freitag. 27. November. Den ganzen Tag übrigens, falls du es genau wissen willst.«

Er grinste zu mir herauf. Sein Gesicht war mit dunklen Stoppeln bedeckt, die man schon fast als Bart bezeichnen konnte. Von seinen walisischen Vorfahren hatte er schwarzes Haar, blaue Augen, helle Haut und Charme ohne Ende mitbekommen, allerdings musste er sich zweimal am Tag rasieren, um seinen Bartwuchs zu bändigen. Obwohl Rob auch sonst nie geschneigelt und gebügelt aussah, wirkte er heute besonders leger und trug noch das Hemd vom Vortag, wie ich feststellte.

»Gar nicht zu Hause gewesen?«

»Nö.«

»Hockst hier schon seit Stunden, was?«

»Jo.«

»Und wie?«

»Das«, erwiderte er und drohte mir dabei scherzhaft mit dem Zeigefinger, »muss leider geheim bleiben.«

Ich ließ mich auf den Stuhl neben ihm fallen, nahm den Deckel vom Kaffeebecher ab und atmete den metallenen Geruch von Automatenkaffee. »Wie viele davon hast du denn schon intus?«

Statt zu antworten, streckte er seine Hand aus und zeigte mir, wie er zitterte.

»Du liebe Güte. Koffein ist erst mal tabu für dich.«

»Ja, Mami ...«

Ich nippte an meinem Becher und grinste über den Rand, als Rob sich mit dem Kopf nach hinten an die Wand lehnte und herzhaft gähnte.

»Du warst ja ziemlich fix. Ich hätte gedacht, dass du mindestens eine Stunde vom Aufstehen bis hierher brauchst.«

Eigentlich wäre wirklich mehr Zeit nötig gewesen, aber ich hatte die Tempolimits unterwegs großzügig interpretiert und vorm Krankenhaus eher unkonventionell eingeparkt.

»Du kennst mich doch. Immer auf dem Sprung.«

»Ja, klar. Was macht Ian?«

Ich zögerte mit der Antwort, da ich meine Kollegen eigentlich nicht

mit meinem Beziehungsstress behelligen wollte. Aber ich konnte unmöglich so tun, als wäre nichts. Rob hatte Ian ein paar Mal gesehen und sich sein eigenes Bild von ihm gemacht.

»Er war natürlich begeistert über die nächtliche Störung.«

»Tut mir leid. Aber bestimmt hatte er Verständnis, war ja schließlich nicht ganz unwichtig.«

Ich hob vielsagend eine Augenbraue und nahm noch einen Schluck Kaffee.

Rob seufzte. »Genau das, was man braucht, oder?«

»Worüber wir eigentlich reden sollten«, lenkte ich hastig ab, »ist, wie es um den Fall steht. Wo ist denn der Chef?«

Er deutete mit dem Kopf in Richtung der Doppeltür hinter ihm.

»Irgendwo da drin. Geht den Ärzten ein bisschen auf die Nerven.«

»Lassen sie uns immer noch nicht mit dem Opfer reden?«

»Na ja, so sehr Opfer ist sie nun auch wieder nicht. Der arme alte Vic macht mir da erheblich mehr Sorgen. Er kommt gerade wieder zu sich. Drei Stunden OP, offenbar stand es ziemlich auf der Kippe.«

»Mir blutet das Herz.«

»Na ja, ein bisschen was von deinem Spenderblut könnte er sicher gut gebrauchen. Wäre unterwegs fast gestorben. Hat ihn ganz schön zugerichtet, die Kleine.«

»Weshalb sie noch am Leben ist und uns von dem Vorfall berichten kann«, wandte ich ein.

Rob grinste mich an. »Du bist ja schon voll in der richtigen Stimmung, Maeve. Fängst du gerade an, dich mit ihr zu identifizieren? Bis zehn seid ihr wahrscheinlich die besten Freundinnen, hm?«

»Ja und?« Mein Kaffee war inzwischen so weit abgekühlt, dass ich ihn einigermaßen trinken konnte. Das Koffein begann zu wirken. Ich wollte fit sein, wenn sie uns endlich zu dem Mädchen ließen. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, die Antworten von ihr zu bekommen, die wir brauchten, und sie dann meinem Chef Charles Godley zu präsentieren – wie eine Katze ihrem Besitzer als Beweis ihrer Zuneigung einen toten Vogel vor die Füße legt. Die Überstunden und der bedingungslose Einsatz, den er von seinem Team forderte, machten mir überhaupt nichts aus. Mir war völlig bewusst, welches Glück ich hatte, mit zum

engeren Kreis zu gehören. An der Soko mit dem Namen Mandrake waren 60 Beamte beteiligt, von denen die wenigsten je direkt mit Godley zu tun hatten. Er hatte ein klares System: Anweisungen wurden über die Hierarchiestufen von oben nach unten kommuniziert, indem die Mitarbeiter seines Vertrauens sie an ihre Kollegen weitergaben. Diese wiederum erhielten Aufgaben und das entsprechende Personal, um ihren Auftrag eigenverantwortlich auszuführen. Er erwartete, dass die Betroffenen sich erst zurückmeldeten, wenn die jeweilige Aufgabe abgearbeitet war. Godley leitete die Ermittlungen in diesem Fall, der zum Medienereignis des Jahres, wenn nicht des Jahrzehnts, geworden war. Dabei war er viel zu sehr mit den Journalisten beschäftigt, als dass er sich um jedes Detail des Falles selbst kümmern konnte. Ausgerechnet mich hatte er in seinen Stab geholt, und obwohl ich immer noch nicht so genau wusste, warum, wollte ich ihn keinesfalls enttäuschen.

»Ach, nichts weiter.« Rob hatte offensichtlich keine Lust mehr, mich aufzuziehen. Er holte sein Handy hervor und begann gähnend, seine Nachrichten durchzusehen. Ich ließ ihn dabei in Ruhe und war froh über die kurze Pause. Das lange Warten auf einen Durchbruch in diesem Fall war lähmend und nervenaufreibend zugleich gewesen. Nun, da er unmittelbar bevorstand, war noch ein bisschen Geduld kein Problem.

Aber nervös war ich trotzdem.

Lange musste ich auch nicht warten, denn schon nach wenigen Minuten öffnete sich eine Seite der großen zweiflügeligen Tür, die zur Intensivstation führte. Rob und ich drehten uns um und sahen eine Krankenschwester, die sich aus der Tür lehnte. Sie war sehr jung, hatte blonde Strähnen im Haar und Solariumbräune auf der Haut. Ich bewunderte ihren glamourösen Auftritt zu so früher Stunde. Nach einem kurzen, abschätzigen Blick auf mein nasses Haar und mein ungeschminktes Gesicht lächelte sie Rob süßlich an. Na, die hast du ja schon ordentlich angeflirtet ...

»Ihr Chef möchte Sie sprechen.«

Gleichzeitig standen wir auf. Rob war ein Stück größer als der Durchschnitt, aber mit meinen Absätzen war ich ihm durchaus ebenbürtig. Auge in Auge schauten wir uns an, und Rob runzelte die

Stirn.

»Er wollte mich sehen, nicht dich.«

»Er weiß ja nicht, dass ich hier bin«, säuselte ich. »Wenn er es wüsste, würde er mich sprechen wollen.«

»Ich sage ihm, dass du draußen wartest.«

»Das sag ich ihm lieber selbst.«

Da war es wieder. Sosehr ich Rob auch mochte und so gut wir sonst miteinander auskamen, wenn wir um die Aufmerksamkeit des Chefs buhlten, benahmen wir uns ungefähr so erwachsen und vernünftig wie Kleinkinder beim Streit um ihr Lieblingsspielzeug.

»Mach, wie du denkst.« Er warf sich seine Jacke über die Schulter und ging an mir vorbei, wobei er die Schwingtüren heftig aufstieß. Kein Gedanke daran, dass er sich noch einmal umdrehte oder mir gar die Tür aufhielt. Nicht dass ich als Frau eine Sonderbehandlung erwartete, aber ganz so unhöflich musste es nun wirklich nicht sein. Ich ließ meinen Kaffeebecher auf dem Stuhl stehen und heftete mich an seine Fersen. Es war keine Einbildung, dass er seinen Schritt beschleunigte, um auf jeden Fall als Erster anzukommen. Wenn ich gewusst hätte, wo wir hinmussten, wäre ich vielleicht versucht gewesen, ihn einzuholen, aber so begnügte ich mich damit, mir immer einen Schritt hinter ihm den Weg durch die Intensivstation zu bahnen.

Es überraschte mich nicht, dass Chief Superintendent Godley ein gesamtes Wartezimmer für seine Zwecke okkupiert hatte. Auf dem Tisch lagen Akten, und ein Laptop surrte leise vor sich hin. Vor dem Bildschirm hockte ein dürrer, brünetter Typ mit Brille und verkniffener Miene – DI Thomas Judd. Auch das war wenig verwunderlich, denn egal, wohin Charlie Godley auch ging, Tom Judd war in seiner Nähe. Obwohl ich ihn nicht sonderlich mochte, musste ich zugeben, dass er die organisatorische Seite der Ermittlungen bislang hervorragend im Griff hatte. Godley saß zurückgelehnt auf einem niedrigen Stuhl, die Arme hinter dem Kopf verschränkt und die Hemdsärmel hochgekrempt. Er wirkte müde, aber trotzdem hochkonzentriert. Er war früh ergraut und hatte schon beinahe weißes Haar, sah aber trotzdem nicht alt aus – ganz im Gegenteil. Die Kombination aus silberglänzendem Haar und blauen Augen war ein echter Hingucker,

zumal Godley groß und breitschultrig war. Obendrein war er so fotogen, dass die Medien ihm regelrecht zu Füßen lagen. Aber er sah blass aus, seine Augen waren rot gerändert und müde. Ich musste eine Woge des Mitgefühls unterdrücken, denn der Chef mochte es überhaupt nicht, wenn man ihm um den Bart ging. Er hatte keinerlei Ambitionen, einer Schar ergebenen Anhänger vorzustehen.

Rob klopfte gegen den Türrahmen. »Sie wollten mich sprechen, Chef?«

Godley schaute auf, ohne uns direkt anzusehen. »Ja, in Ordnung. Und Maeve, Sie sind auch da, ausgezeichnet.«

»Rob hat mich angerufen«, sagte ich hinter seiner Schulter hervor, weil ich wusste, dass es ihn freuen würde, die Pluspunkte dafür einzuheimsen. Das konnte vielleicht sogar der Tatsache den Stachel nehmen, dass Godley mich angelächelt hatte. Aber Rob hatte solcherlei Schützenhilfe eigentlich gar nicht nötig. Er war dabei, sich recht professionell und eigenständig einen guten Ruf zu erarbeiten.

Godley war inzwischen wieder hellwach. »Haben Sie ihr die Lage erläutert?«

Rob nickte.

»Also sind Sie schon im Bilde, dass wir einen Verdächtigen haben und eine Zeugin.«

Es gab nicht den Hauch einer Chance, dass ich mit dem mutmaßlichen Täter auch nur entfernt in Kontakt kam. Ich hatte gelernt, nicht auf Sachen zu spekulieren, die von vornherein aussichtslos waren. Um den Verdächtigen würde sich die Chefetage selbst kümmern, sobald er ansprechbar war. Aber die Zeugin wollte ich mir unbedingt selbst vornehmen. Betont beiläufig schlug ich vor: »Mit ihr würde ich mich gern unterhalten. Mit dem Mädchen, meine ich. Ist vielleicht einfacher für mich, ihr Vertrauen zu gewinnen.«

»Wir warten noch, bis sie bereit ist auszusagen und ein bisschen ausgenüchert. Ich bin ganz sicher, dass Sie prächtig mit ihr auskommen werden.« Judd saß noch immer vor dem Bildschirm und tippte eifrig. Nie ließ er sich eine Gelegenheit entgehen, jemandem einen Seitenhieb zu verpassen. Vor allem mir. In null Komma nichts wich die leichte Nervosität, die ich in Gegenwart des Chefs immer verspürte,

einer Stinkwut auf den Inspektor. Obwohl ich nicht das rote Haar meines Vaters geerbt hatte, besaß ich zweifellos das Temperament, das gemeinhin damit assoziiert wurde.

»Darf ich fragen, was Sie damit sagen wollen?«

»Genau das, was ich gesagt habe.« Sein Tonfall war höflich, aber hinter seiner Brille funkelte die Abneigung. Er wusste genauso gut wie ich – und alle anderen in diesem Raum –, dass er mich soeben mehr oder weniger als Trinkerin diffamiert hatte. Da war es wieder, dieses dämliche Klischee: Ich war Irin, also hatte ich ein Alkoholproblem. »Ich nehm ein großes Guinness – ach nein, am besten gleich zwei und dazu noch 'nen doppelten Whiskey.« Dass meine Eltern beide Abstinenzler waren, ich bis zum Alter von 20 keinen Tropfen Alkohol angerührt habe und heute allenfalls Rotwein trank, spielte überhaupt keine Rolle.

»Sie machen das schon«, ermunterte mich Godley und ging gar nicht auf die Spannung ein, die plötzlich in dem engen, stickigen Raum herrschte. »Rob kann ruhig mitkommen, wenn Sie mit ihr reden. Ich will wissen, was genau passiert ist, bevor sie auf ihn eingestochen hat. Mich interessiert, wo er sie aufgegabelt hat und wie sie in seinen Wagen gekommen ist. Was sie in Panik versetzt hat. Ich gehe davon aus, dass er etwas gesagt oder getan hat, woraus sie schloss, im Auto unseres Mörders zu sitzen. Aber ich weiß eben nicht, was das war, und ich möchte erst mit ihm sprechen, wenn ich ihre Sicht der Dinge gehört habe.«

»Alles klar.« Das klang nicht sonderlich kompliziert und sollte kein Problem sein.

Hoffentlich.

»Sie ist eine wichtige Zeugin«, erklärte Godley. »Ich möchte auf keinen Fall, dass ihr jemand zu nahe tritt. Behandelt sie mit Respekt.«

Ich war mir ziemlich sicher, dass diese letzte Bemerkung nicht an meine Adresse ging. So etwas musste man mir nicht extra sagen, und das wusste Godley hoffentlich auch. Bei Judd sah das schon anders aus.

»Wann kann ich zu ihr?«

»Jetzt sofort. Sie will unbedingt nach Hause. Sie hat eingewilligt, eine Aussage zu machen, aber eigentlich ist sie schon fast weg. Also verlieren Sie am besten keine Zeit.«